



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der deutsche Niederrhein vom Erftgebiet bis zur Landesgrenze

Brücker, Friedrich

Crefeld, 1910

4. Aberglaube am Niederrhein.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-55092](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-55092)

4. Aberglauben am Niederrhein.

In das geheimnisvolle Schaffen und Weben der Naturkräfte leuchtet die Fackel der Wissenschaft und verfolgt die unholden Mächte, welche ehemals den Sinnen und dem Geiste der Natursöhne zu schaffen machte, auch in die tiefsten Schlupfwinkel hinein. Die immer weiter um sich greifende Erforschung der Lebewesen klärt unverständene Erscheinungen und Lebensäußerungen auf. Die Schule sorgt für die Popularisierung der ermittelten wissenschaftlichen Ergebnisse und vernichtet auch im Kopfe des Bauernkindes tausend falsche Auffassungen im Gebiete der Umwelt, zerstreut endlich auch die hartnäckigsten Vorurteile. Um nur einiges herauszugreifen, wie anders steht der Bauer von heute dem Maulwurf, der Kröte und andern ehemals verachteten Tieren gegenüber als früher. Jedermann weiß heute, daß Schmutz eine Brutstätte des Ungeziefers ist, aber niemand glaubt mehr, daß sich diese niedrigen Lebewesen aus Staub und Unrat entwickeln. Auch der dumme Bauernjunge lacht heute über den Glauben an Hexen und Schwarzkünsteleien. Aber trotzdem in der Theorie, ich möchte sagen im Verstande dieser Glaube nicht mehr existiert, in der Praxis und in der Phantasie ist seine Herrschaft auch heute noch nicht vollständig erloschen. Das phantasiebegabte Dorfkind tritt den Erscheinungen und Kräften der Natur mit einer gewissen Gläubigkeit des Herzens entgegen, von der sein Verstand nichts weiß. Ein unbewußter dichterischer Hang, der unsere Vorfahren ihre Götter, Niesen und Zwerge schaffen ließ, verleitet auch heute noch zu Naturpersonifizierungen und belebt Wald und Feld mit Gebilden der Phantasie. Ganz weggeräumt wird der Schauer des Unverständenen wohl nie werden, und es ist gut so; denn mit dem gänzlichen Auslöschen der dichterisch=abergläubisch schaffenden Phantasie würde ein gutes Stück fruchtbarer Volksdichtung zu Grabe getragen. Dann und wann, ich erinnere nur an das Hellsehen westfälischer Schäfer und Bauern, wirft dieser Schauer seine Schatten in das volle Licht der Öffentlichkeit, und unwillkürlich tritt selbst der Gebildete in den Bann nicht völlig erklärbarer Erscheinungen und mit Shakespeare muß er sprechen: „Es gibt mehr Dinge unter dem Himmel, als unsere Erdenweisheit sich träumen läßt.“

Dieser dichterische Aberglaube wird dazu noch genährt durch eine tausendjährige Tradition. Das junge Geschlecht wandert vielfach noch dieselben einsamen Wald- und Heidepfade, wie seine Vorfahren. Es kennt noch dieselben dunkeln und unheimlichen Moor- und Waldgründe. Viele Orte seiner Heimat führen Namen, die unmittelbar abergläubische Vorstellungen wachrufen, wie das „Schwarzbruf“ bei Revelaer, „de schwarze Kamp“ bei Straelen, Spukpösch bei Süchteln u. a. Altvererbte Spuk- und Hexengeschichten werden immer wieder erzählt, Umgebung und Zeit tun das ihrige. „Ef gläuv tags niet dran“, sagte mir ein kleiner Bauernbursche, „mar et nachs, da gläuv ef dran.“ Ein gewisser Hang zum Aberglauben ist beson-

ders unter den Schäfern und einsam hausenden Bauersleuten verbreitet, die ja oft Zeit und Muße zum Grübeln und Sinnieren haben und denen die Natur des düstern Waldes, der stillen Heide, des einsamen Moores noch mit einer Art Jungfräulichkeit entgegentritt. Oft findet man in diesen abergläubischen Vorstellungen ein gewisses großzügiges, tragisches Moment. Sie sind himmelweit verschieden von dem läppischen Aberglauben mancher Großstädter. Es wird keinem Bauern einfallen, aus dem Kaffeesatz die Zukunft erschauen zu wollen oder vor der Zahl 13 zu erschrecken, aber seinen Feuermann, seinen Werwolf, seinen Nachtmahr läßt er sich nicht nehmen.

Unzweifelhaft spielen noch altheidnische Mythen und Sagen in seine Naturauffassung hinein und lassen den Glauben an Hexen und verwunschene Menschenkinder immer von neuem erstehen. Orte, die von Natur aus etwas Schauerliches besitzen, wie nächtliche nebelumspinnene Moore und Heiden, Büsche und Weiher, wo lebensmüde Selbstmörder ihr Dasein endigten, Kirchhofecken, in denen die Lebensfrevler ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, stille Krankenzimmer, wo Motten und Käuzchen dem Licht zustreben, sind oft Schauplätze wunderbarer Erscheinungen. Abendstunden am häuslichen Herd, wenn rings der Schnee Felder und Wege bedeckt, bringen den Mund phantastischer Erzähler in Gang, und eine Spukgeschichte löst die andere ab. Und dabei wird oft eine solche Anschaulichkeit entfaltet, daß auch der Ungläubige wider Willen in den Bann der Spukgeschichte gezogen wird und nicht ohne geheimnisvollen Schauer den Heimweg antritt. —

Der Glaube an Hexen war im Mittelalter auch am Niederrhein weit verbreitet und hat auch hier seine unschuldigen Opfer gefordert. Die wissenschaftlich angelegte Arbeit Emil Pauls in den „Beiträgen zur Geschichte des Niederrheins 1898“ bringt dafür Beispiele genug. Hier und da hat sich der schreckliche Wahn nicht nur in dichterischer Gestalt, sondern mit seiner ganzen widerwärtigen Bosheit und Dummheit sogar in der Neuzeit bemerkbar gemacht. Ich selbst kenne aus meiner Jugendzeit eine Begebenheit, wo der Hexenglaube einer braven Familie unsäglichem Kummer bereitet hat. Harmloser war eine Geschichte, womit eine alte Frau meiner Heimat den Kindern das Gruseln beibrachte: „Wie eck naach e Määche wor van säß bis seve Johr“, so erzählte die Frau, „du wohnte näffen os en ald Wief, dat wor en Hey, an mi Moeder woll niet hebbe, dat wei Kender van ör wat annohme. Ens goef sey mech ene Druvetroß. Voll Spors liep eck na hus. Mar wie eck tus afom on de Schlop opmakte, du sprong en leleke Päed ut mine Scholef.“

Neben dem „Hexenglauben“ war auch der Teufelsglaube am Niederrhein tief eingewurzelt. Der „Düvel“ wird besonders unmäßigen Kartenspielen verhängnisvoll. Drei sitzen in der Neujahrnacht um Tisch und spielen Karten um hohes Geld. Ein vierter gesellt sich dazu, ein fremder,

etwas unheimlicher Gesell. Er nimmt bald am Spiel teil. Es geht um Gold, um Hab und Gut, um Haus und Hof. Plötzlich fällt einem eine Karte. Er bückt sich, um sie aufzunehmen und erblickt unter dem Tische den Pferdefuß. Leichenblaß kommt er wieder hervor. Heimlich ruft er den Wirt heran und verständigt ihn. Der schickt zum Pfarrer. Kaum tritt der Pfarrer mit dem christlichen Gruß ins Zimmer, da verschwindet der Teufel durchs Fenster. Schwefelbunst erfüllte das Zimmer. Die Drei haben niemals mehr eine Karte angerührt. Ähnlicher Geschichten sind eine Menge im Umlauf. Auch das Schatzgraben um Mitternacht an einem verrufenen Orte, einem Kreuzweg, das Verschreiben der Seele mit eigenem Blut zur Erwerbung von Geld und Gut spielt in den Erzählungen der Bauern eine Rolle.

In früheren Zeiten gab es auch Werwölfe d. h. Mannwölfe, Menschen, die sich in einen Wolf verwandeln konnten. „In der französischen Zeit“, so erzählt Norrenberg, ging die Rede von einem Werwolf im Nordkanal, der den Vorübergehenden auf den Rücken sprang und sie erst vor den Toren Süchtelns verließ.

„Wißt ihr, dort, wo das Raß vom Schiefer tränkt
Und über'm Weg 'ne andre Straße läuft
Das nennt man Kreuzweg, und da geht er um
Bald so, bald so, doch immer falsch und stumm
Und immer schielend. Vor dem Auge steht
Das Weiße ihm, so hat er es verdreht.“

Weniger grauenhaft ist der Glaube an Erdmännchen. Im Windmühlenberg zu Straelen haben sie unterirdische Gänge angelegt und behüten herrliche Schätze. Lenzen erzählt von den Seckesmännchen zu Willich, daß sie ein Seil an den Turmknopf der Kirche geknüpft hätten, um den Turm umzuziehen und die Kirche zu zerstören, nur der heilige Pankratius habe sie an ihren Werken gehindert. So erklärte sich das Volk die windschiefe Stellung des alten Willicher Kirchturms.

Aus der Menge der landläufigen abergläubischen Anschauungen seien einige hier angefügt:

Eine besondere Heilkraft hat das Quellwasser in der Christnacht. Es muß um Mitternacht geschöpft werden, aber es darf kein Laut dabei gesprochen werden.

Wenn das Käuzchen nachts am Fenster ruft, muß einer sterben.

Über dem Weiher, wo ein Lebensmüder den Tod suchte und fand, steigt allmählich ein Licht auf; desgleichen flimmert ein Licht über dem Grabe des in ungeweihter Erde Begrabenen.

Eine Nonne ohne Kopf wandert in der Geisterstunde über den Beguinensteg.

Ein Bauer, der im Pflügen nicht ehrlich gewesen, führt nach seinem Tode einen glühenden Pflug, mit zwei Rappen bespannt, über das Feld.

In der Nacht erscheint eine Heye im Kuhstall und melkt die Kühe, so daß sie am andern Morgen keine Milch geben. Ein Bauer sah eine

schwarze Katze aus dem Stall schleichen. Er schlug nach ihr und brachte ihr eine Wunde bei. Am andern Morgen war die Magd auf dem Nachbarhof mit einer Wunde am Schenkel behaftet.

Ein Werwolf erscheint im Bauernhof, Pferde und Kühe werden ihrer Ketten entledigt. Ein unheimliches Rasseln entsteht im Haus. So Nacht für Nacht.

Vor einigen Jahren wurde im Dorfe Wankum ein Spuck gesehen, der die ganze Gegend in Aufregung brachte.

Sehr verbreitet war in früherer Zeit der Glaube an den Nachtmahr, durch den sich das Volk das unheimliche Mydriicken zu erklären suchte. Einer liegt im Schlaf. Plötzlich öffnet sich die Thür. Ein unförmliches Wesen rollt gespenstisch über den Boden und wirft sich auf den Schlafenden. Er keucht, er will rufen, seine Kehle ist wie zugeschnürt. Am Morgen ist er in Schweiß gebadet. Herr Oberlehrer Chr. Voß in Meydt hatte die Freundlichkeit, mir einen „Zauberspruch“ mitzuteilen, der früher von Bauersleuten in der Straelener Niederung zur Bannung des Spukes hergesagt wurde:

„Kwoie Mahr, lele! Dier,
Kom vanne Nach mar niet na hier!
Ahle Waters falls du waie,
Ahle Blümkes falls du blaie,
Ahle Boome falls du telle,
Mahr, düj' mech vanne Nach niet quäle.“

In das Gebiet des Aberglaubens hinein spielt auch der Gebrauch mancher sympathetischen Mittel und Spruchgebetlein bei Verletzungen und Krankheiten: Hat ein Kind den Finger verbrannt, so bläst die Mutter darauf und spricht:

„Hele, hele bute
Ferkesschnute
Achter Sint Jan
Do wohnt ene Maan,
De dat Kinneke hele kann.“

Ute, hüte
Kroanesüte,
Esterben,
Nau es et Fengerke heel!

Gegen das lästige Schluchzen, den sogenannten „Heckepeck“ wird folgender Zauberspruch empfohlen:

„Gek hebb den Heck,
Gek hebb de Peck,
Gek gäv öhm daan,
Gek gäv öhm Jaan
En aale Maan!“